

Wie Tannenberg wurde

August 1914: Heilige Begeisterung wogt durch das deutsche Volk, das sich wie über Nacht als Schicksalsgemeinschaft bewußt geworden ist...

Doch während im Westen die deutsche Heere von Sieg zu Sieg eilen, zieht sich im Osten unheilsvoller Gewölz zusammen.

Zwei russische Heere, die „Rymen-Armee“ unter General Rennenkampf und die „Karew-Armee“ unter General Samsonow, drängen von Osten und Süden in Ostpreußen ein...

Nach aber steht sich bei der Obersten Heeresleitung in Koblenz die Lage nicht allzu besorgniserregend an. Denn eben noch hatte Generaloberst v. Britzky gemeldet, daß er bei Gumbinnen in erfolgreichem Kampf gegen Rennenkampf stehe...

Da treffen in der Nacht zum 21. August in Koblenz erste Nachrichten aus Ostpreußen ein. „Da starke Kräfte von Warschau-Pultusk-Lomzha im Vormarsch“, so meldet Gen. Ob. v. Britzky an die Oberste Heeresleitung...

14.000 Mann hatte die 8. Armee in den Kämpfen um Gumbinnen an Toten, Verwundeten und Vermissten verloren. Bei der Obersten Heeresleitung schling die Meldung vom Rückzug der 8. Armee wie ein Blitz aus heiterem Himmel ein...

Generaloberst von Moltke entschloß sich dabei, dem Obersten Kriegsherrn einen Wechsel im Armeekommando in Ostpreußen vorzuschlagen. Denn irgendwie mußte das Unheil abgewandt werden. Seine Wahl fiel auf den General von Hindenburg als Oberbefehlshaber und auf den Generalmajor Ludendorff als Generalstabschef...

Nach in der Nacht zum 22. August entsandte Generaloberst v. Moltke ein Auto in die Gegend von Kamur, wo Generalmajor Ludendorff gerade sein Quartier hatte. Der abholende Offizier hatte dem Generalmajor Ludendorff folgenden Brief zu übergeben: „Sie werden vor eine neue schwere Aufgabe gestellt...

entscheidenden Aktion leben, die, so Gott will, durchschlagend sein wird. Sie müssen auch dies Opfer dem Vaterlande bringen. Auch der Kaiser steht mit Vertrauen auf Sie...

Am 22. August um 6 Uhr abends, schreibt das Reichsarchiv, Band II, „traf General Ludendorff in Koblenz ein...“

„Auf meine Bitte“, schreibt General Ludendorff selbst in „Meine Kriegserinnerungen“, wurde sogleich nach dem Oben befohlen, daß der Reichsarchiv der 8. Armee für den 21. einzustellen sei. Das erste Reservekorps, das 17. A. K. und die Hauptreserve Königsberg hatten zu rufen. Das 1. A. K. sollte nicht in Gohlschhausen, sondern näher bei General v. Scholtz in der Gegend östlich Deutsch-Celau ausgeladen werden...

Damit waren die ersten Anweisungen zur Bildung einer starken Armeegruppe im südwestlichen Teil Ostpreußens gegeben, mit der angegriffen werden konnte und sollte. Die Operationen für die Schlacht von Tannenberg hatten begonnen. Um 9 Uhr abends rollte der Sonderzug mit General Ludendorff aus Koblenz ab. Kurz vorher war die Nachricht eingetroffen, daß General v. Hindenburg die Ernennung zum Oberbefehlshaber angenommen habe. In Hannover liegt General v. Hindenburg zu.

Gegen 3 Uhr nachts fuhr ich, so erzählt der Feldmarschall v. Hindenburg in seinem Buche „Aus meinem Leben“ über das denkwürdige Zusammenreffen. In der Eile nur ungerührt ausgerüstet zum Bahnhof und stand dort erwartungsvoll in der mächtig erleuchteten Halle. Meine Gedanken rissen sich von dem heimischen Herde, den ich so plötzlich verlassen mußte, erst völlig los, als der kurze Sonderzug eintraf. Ihm einstimmig mit frischem Schritte General Ludendorff, sich bei mir als mein Chef des Generalstabes der 8. Armee meldend.

Und acht Tage später war die Samsonow-Armee vernichtet.

Unsere Reichswehr ferngeübt

Die deutsche Reichswehr steht augenblicklich im Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit. Viel ist die Rede von ihrer „Schlagkraft“ und ihrem inneren Aufbau. In diesem Zusammenhang verdient vielleicht auch der Gesundheitszustand unserer Soldaten Erwähnung, über den gerade jetzt demeritwürdige Tatsachen bekannt werden. Mit großer Freude ist festzustellen: daß sorgfältiger und planmäßiger Arbeit es gelungen, die Reichswehr auf einen denkbare günstigen Gesundheitszustand zu bringen. Sie war wohl noch nie so gesund wie in der jetzigen Zeit. Lediglich zwei dunkle Punkte gibt es: mehr Geschworene und mehr Infektionskrankheiten. Welches ist leicht erklärlich und widerpricht durchaus nicht der Auffassung, daß unser Heer in dieser Beziehung wenigstens vollkommen „auf der Höhe“ ist. Die Zunahme der Toten ist auf das Anwachsen der Verkehrsunfälle zurückzuführen, hat also mit dem Heeresgesundheitszustand an und für sich nichts zu tun. Die Vermehrung der Infektionskrankheiten ist durch die ungewöhnlich harte in Erdbeinung getretene Grippe begründet — dies ebenfalls ein allgemeiner Vorgang, kein besonderes Merkmal für oder gegen unsere Soldaten. Sonst aber: auf allen Gebieten wachsende Gesundheit. Zum ersten Mal hat man eine besondere Zahlenberechnung nach gesundheitlichen Gesichtspunkten aufgestellt. Man hat nicht nur die Kranken ziffernmäßig erfasst, sondern auch die Gesunden und bei ver-

folgt, wie oft die Betroffenen krank waren und worauf ihre Erkrankungen zurückzuführen waren, ob auf „Verletzungen“ im Dienst oder auf allgemeine Erkrankungen. Dabei hat es sich gezeigt, daß beinahe die Hälfte unserer Soldaten ärztliche Hilfe nicht ein einziges Mal in Anspruch zu nehmen brauchte. Nicht einmal ein halb Prozent mußte wegen Krankheit als dienstunfähig entlassen werden, alle übrigen konnten nach erfolgter Genesung zur Truppe wieder zurückkehren. Das war bisher fast nie der Fall; sonst hätte man gerade auf diesem Gebiet ein Ansteigen verzeichnen müssen. Die Infektionskrankheiten spielen erfreulicherweise im Heer nur eine untergeordnete Rolle. Sie liegen sogar unter den Verhältnissen der Vorkriegszeit, abgesehen allerdings von der Grippe. Da haben sich die Zahlen leider fast verdreifacht. Von schlimmen Krankheiten wie Pocken, Cholera und Flecktyphus blieb das Heer überhaupt gänzlich verschont; selbst Tuberkuloseerkrankungen waren nur verhältnismäßig wenig zu beobachten. In vielen Fällen waren diejenigen, bei denen sie erkannt wurde, davon vollkommen überrascht. Sie hatten es nie gemerkt und noch kurz vorher beachtliche sportliche Leistungen vollbracht. Neuerdings wird übrigens von jedem eintretenden Rekruten die Vorlage eines Zeugnisses von Mötgenaufnahmen über seine Lungenbeschaffenheit verlangt. Das Gesamtergebnis ist jedenfalls außerordentlich erfreulich; unser Heer ist im großen und ganzen kerngesund. Die Krankheitsfälle gehen dank der sorgfältigen Arbeiten der Sanitätsbehörden immer mehr zurück.

Aus Welt und Leben

Stillfähigkeit der Mütter durch Lichtbehandlung gehoben. Die beste Gewähr für das Gedeihen des neugeborenen Kindes ist gegeben, wenn neben sachgemäßer Pflege seine Ernährung an der Mutterbrust erfolgt. Ein Säugling, der ungefähr bis zum 6. Lebensmonat ausschließlich oder doch größtenteils die Brust erhalten hat, bleibt von ernstlichen Ernährungsstörungen verschont; er läßt sich während des zweiten Lebenshalbjahrs ohne jede Schwierigkeit auf eine dem Alter entsprechende Kost überführen; auch vor ansteckenden Krankheiten ist das Brustkind mehr geschützt als das Flaschenkind. Leider scheitert das Stillen noch daran, daß nicht genügend Muttermilch vorhanden ist. Arzneimittel, um die Milchmenge zu vermehren, gibt es nicht. Auch die Milchpumpe und das Abspritzen der Milch führen nicht immer zum Ziel. Wie wir einem Aufsatz der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ entnehmen, ist es Professor Stolte und Dr. Wiener in Breslau gelungen, durch Lichtbehandlung die Milchabsonderung bei der Mutter in sehr hohem Maße zu steigern. Eine zufällige Beobachtung führte zu dieser neuen Methode. Bei einer Frau, die an Brustdrüsenentzündung erkrankt war, wurde örtliche Höhenstrahlenbestrahlung angewendet. Dabei ergab sich, daß die Brust, die schon seit Wochen außer Funktion gesetzt war, von selbst unter der Bestrahlung anfing, abzusondern, und daß innerhalb weniger Tage eine ständig zunehmende Milchmenge gewonnen wurde. Darauf begann man die Brust von Müttern mit Höhenstrahlung zu bestrahlen, und der Erfolg war ein ausgereicherter. Die vermehrte Milchmenge setzte mitunter so früh ein, daß Stauungen zu befürchten waren, wenn keine ausreichende Entleerung erfolgte. Es wurden 30 Fälle bestrahlt, ohne einen einzigen Verloster, obwohl es sich fast immer um ausgedehnte Fälle handelte. Bei einer Frau, bei der durch Abspritzen mit Milch und Rot 35 Gramm Milch gewonnen wurde, erreichte man, daß nach 14 Tagen eine Trilmenge von 700 Gramm erzielt wurde, eine Menge, die später auf 1000-1200 Gramm stieg. Bei einer anderen Frau, die ihr Kind schon bereits seit zehn Tagen abgeleitet hatte, wurde innerhalb von wenigen Tagen wieder alleinige Brusternährung erzielt. Die Behandlung ist nicht etwa mit einer Belästigung der Mutter verbunden. Diese fühlen sich sogar unter der Behandlung viel wohler und leistungsfähiger. Die Mütter waren von dem Verfahren ebenso überrascht wie begeistert. Legten doch Mütter täglich 60

Das hohe Spiel.

Roman von August Frank.

Arbeiterrechtsklub durch Verfassungsklausur, Kantonstut. 37. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Im November wurden sie nach Norden gegen die skandinavische Front zu verschoben. Das Stabsquartier kam in die Gegend nördlich Amiens, Kumontagne hieß das Ortchen, dessen Zentrum von der Kirche und einem großen Gutshofe gebildet wurde. Die Häuser der Bauern lagen in weitem Bogen zerstreut ringsum. Der Gutshof wurde durch das weitläufige Herrschaftsgebäude überragt. Auf dem Scheitel der Anhöhe stand die kleine Kirche, deren spitzer unwahrscheinlich hoher Turm in den Himmel zu streben schien. Der ganze Stab mit seinen Kanzleien konnte in dem Herrschaftsgebäude untergebracht werden. Ein großer Saal, eine Art Ahnengalerie, diente den Offizieren als Kasino und Speisesaal. An seinen Wänden hingen die Ahnenbilder eines offenbar alten Geschlechtes, der Kleidung nach zu urteilen reichte dasselbe in das 16. Jahrhundert zurück.

An einem regnerischen Nachmittage, als Eugen nichts anderes zu tun hatte, betrachtete er sich die Bilder genauer. Die Unterschriften waren nahezu völlig verblasst, kaum daß er vereinzelt eine Jahreszahl entziffern konnte. Nur bei dem letzten Bilde war die Jahreszahl 1783 deutlich sichtbar. Es stellte einen schlanken Mann in den besten Jahren in der Tracht der Zeit des achtzehnten Jahrhunderts dar. Das ruhige Gesicht, aus dem ein paar lebendige Augen herausstauten, kam Eugen merkwürdig bekannt vor. Er konnte sich gar nicht von ihm trennen und war ganz im Anschauen und Nachdenken versunken, wenn der Mann in dem Rahmen vor ihm ähnlich sahe. Deshalb überhörte er auch, daß der Oberst eingetreten war und ihn unter der Tür stehend beobachtete. Eugen schrak heftig zusammen, als er plötzlich von hinten angesprochen wurde: „Nun, mein lieber Meunier, Sie sind

ausnehmend kunsthistoriker geworden oder wie sonst diese Gelehrten heißen; fünf Minuten sehe ich schon hinter Ihnen und Sie haben mich noch nicht bemerkt.“

Lächelnd trat Bandelop zu seinem Adjutanten und legte ihm die Rechte auf die Schulter. „Was interessiert Sie denn an dem Bilde so sehr?“

Er betrachtete dasselbe genauer. Plötzlich stuchte er und bekam weite Augen. Abwechselnd blickte er das Bild und Eugen an. Dieser hatte sich von seinem anfänglichen Schrecken erholt und sah seinen Oberst verunndert an, er wußte sich dessen Gebahren nicht zu erklären. Auf einmal sagte ihn Bandelop an der Schulter und schob ihn gegen die Wand.

„Stellen Sie sich einmal, bitte, hier unter das Bild und schauen Sie gegen das Fenster!“

Willenlos, aber mit der deutschen Empfindung, vor einem wichtigen Ereignis in seinem Leben zu stehen, folgte Eugen. Der Oberst trat einige Schritte zurück und umschloß mit seinem Bild das Bild und seinen darunter stehenden Adjutanten. Immer wieder schüttelte er den Kopf und murmelte vor sich hin. „Merkwürdig, merkwürdig! Diese Ähnlichkeit!“

Plötzlich durchließ es Eugen lebendigkeit. Unterirdisches tat sich ihm auf, wurde plötzlich bemüht und klar; auf einmal wußte er, wem das Bild so ähnlich sah. Seinem Großvater! Gar kein Zweifel, genau so hatte sein Großvater ausgesehen. Der Eindruck dieser Entdeckung war so stark, daß er sich unwillkürlich umdrehte und auf das Bild starrte.

„Großvater!“

Ohne daß er es merkte, war ihm in zitternder Erregung das Wort entschlüpft. Der Oberst hatte es gehört und auch die Erregung seines Adjutanten bemerkt. Nachsichtig wartete er, bis sich derselbe etwas beruhigt hatte, dann fragte er: „Sie sind aus Roubaix, nicht wahr?“

Eugen nickte und starrte immer noch unterwandt und halbbedäubt auf das Bild.

„Wissen Sie nicht, woher Ihre Familie stammt?“ Diese Frage schrockte Eugen auf und brachte ihn in die Wirklichkeit zurück, gewaltsam riß er sich zusammen. Er biß

sich auf die Zunge, um sich zur Ruhe zu bringen, denn jetzt galt es vorsichtig zu sein.

„Herr Oberst, so viel ich weiß, waren meine Vorfahren väterlicherseits immer in Roubaix; dagegen hat mir mein Großvater mütterlicherseits erzählt, daß seine Voretern früher in der Gegend von Amiens gewesen seien.“

Des Obersten Augen leuchteten triumphierend. „Sehen Sie! Und Ihrem Großvater sieht das Bild ähnlich?“

Eugen nickte. „Mein lieber Meunier, dann sind wir in Ihrem mütterlichen Stammholz zu Gast. Denn Sie gleichen dem Mann da oben wie ein Ei dem anderen. Nur jünger und weicher sind Ihre Gesichtszüge, sonst sprechend ähnlich.“

Was der Oberst sagte, war vorhin Eugen schlagartig Erkenntnis geworden. Hier an der Wand hingen die Bilder seiner Ahnen, allerdings nicht, wie der Oberst dachte seiner mütterlichen, sondern seiner väterlichen! Trotz aller Gewalt, die er sich antat um sich zu beherrschen, schlug das Herz bis zur Kehle, arbeitete die Erregung auf seinem Gesicht, daß er Bandelop fast leid tat. Um ihn abgulenken und zu beruhigen fuhr er fort:

„Da sieht man wieder, wofür ein Krieg gut ist. Vielleicht hätten Sie sonst nie erfahren, welche erlauchte Ahnen Sie haben. Sicher blaublütige, das sieht man dem Herrn da oben an.“ Er klopfte Eugen kordial auf die Schulter. „Einen jungen Mann soll man eigentlich nicht schmeicheln, aber ich will es Ihnen doch gestehen: ein bißchen merkt man die Blaublütigkeit noch bei Ihnen.“

Eugen stand verwirrt und wußte nichts zu erwidern. Der Oberst half ihm aus seiner Verlegenheit.

„Kommen Sie, ich habe jetzt noch Arbeit für Sie. Heute beim Abendessen werde ich mir aber erlauben, der gesamten Tafelrunde unseren — er lächelte halb warm und halb spitzbüblich und machte eine tiefe Verbeugung — „Schloßherrn vorzustellen.“

(Fortsetzung folgt.)





Wolometer im Auto zurück, um sich bestrahlen zu lassen. Wichtig ist noch die Feststellung, daß auch die Milch den Kindern außerordentlich gut bekommt; sie werden ungemein frisch und rosig aus, ihr Schlaf ist ausgezeichnet, während des Wachzustandes sind sie beweglich und in fröhlicher Stimmung. Deshalb ist es wahrscheinlich, daß durch die Bestrahlung der Milch zugeführt wird. Die Verfasser schließen auch aus der Behandlung, daß es falsch ist, wenn man die Wächterin mit ihrem Kinde von Lust und Licht abschließt und ihnen die Einwirkungen der Sonnenstrahlen nicht gönnt. Möglich ist auch, daß die Durchlässigkeit und Unterentwicklung so vieler Neugeborener gerade aus den Häusern der Armen auf die mangelhafte Beföhrung der Mütter während der Schwangerschaft zurückzuführen ist. Die Mütterduscheeinrichtungen sollten auch auf diesen Punkt ihr Augenmerk richten und aufklärend und helfend eingreifen.

Die alte Kunst der Barbier und Chirurgen bildete ursprünglich eine Gemeinschaft, bevor die medizinische Wissenschaft soweit gediehen war, daß die Chirurgen sich selbständig machen konnten. In England war die ehrenwerte Gesellschaft der Barbier und Chirurgen noch bis ins 17. Jahrhundert eine mächtige und reiche Körperschaft, die sogar von Heinrich VIII. das alleinige Recht erhalten hatte, über den Gesundheitszustand Londons zu wachen. Die Barbierkunst verlor also den Hygienecharakter und hat sich um die englische Hauptstadt durch die Errichtung von Krankenhäusern und Befämpfung von Seuchen sehr verdient gemacht. Das prächtige Innere der Barbier und Chirurgen war eins der wenigen bedeutenden Gebäude, die bei dem Miesenbrand von 1665 nicht vernichtet wurden. In seiner Halle hängt noch heute das wundervolle Gemälde von Holbein d. J., das Heinrich VIII. darstellt, wie er dem Meister und den Vorstehern der Kunst einen Freilicht überreicht. Erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts kam es zu Gegenständen zwischen den Barbieren und Chirurgen, die allmählich eine hohe medizinische Bedeutung erlangt hatten. Die Chirurgen traten aus und bildeten 1800 ein Kollegium, das noch heute als „Royal College of Surgeons“ heißt. Die Barbier aber blieben im Besitz der Reichthümer der Kunst, ihrer kostbaren Gemälde, des herrlichen Tafelstüls, und diese Gesellschaft besteht noch heute, wenn sie auch, wie fast alle andern Gilden, ihre enge Beziehung zum Handwerk verloren hat. Der alte Bund zwischen Barbieren und Chirurgen wurde aber kürzlich, wie Dr. Atkinson in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ erzählt, auf werthwürdige Weise erneuert. Der gegenwärtige Meister der Londoner Barbierkunst, Serwell, lud nämlich 50 hervorragende Londoner Aerzte zu einem Festessen nach dem Kunsthaus, und durch herzliche Reden und gemüthliches Beisammensein wurde die alte Freundschaft erneuert.

Wie man ein Vermögen verdienen kann, das zeigten die drei Männer, die die bekannte irische Wohlhabenslotterie in England gründeten, und die bald wegen ihrer großen Chancen von dem ganzen britischen Weltreich gepfeift wurde. Das Büro der drei bestand aus einem kleinen Zimmer, in dem sich ein Tisch und zwei Stühle befanden. Die drei Männer sitzen vor genau vier Jahren mit einem Kapital von vier-tausend Pfund an. In den Statuten der Lotterie war festgelegt, daß ihre Ueberschüsse den irischen Krankenhäusern zugute kommen sollten und daß den Unternehmern nur insgesamt 7 vom Hundert der Gewinne bleiben dürften. Die Konzeption wurde erteilt, und nach zwei Jahren hatte das Kapital einen Gewinn von 8500 vom Hundert abgeworfen. In den letzten Jahren wurde eine Aenderung getroffen, da die Unternehmer erklärten, mit 3 vom Hundert zufrieden zu sein und sich mit den dementsprechend auf sie entfallenden zwei Millionen Pfund zu begnügen. Die irischen Krankenhäuser wußten nicht wozu mit dem vielen Geld und leisteten sich umfangreiche, kostspielige Neubauten und raffinierte Laboratorien mit den neuesten medizinischen Apparaten. Es soll allerdings nicht verschwiegen werden, daß in letzter Zeit die Lotterie nur drei Fünftel ihrer Einnahmen abgeben konnte und daß sie den Rest stillschweigend selber übernommen hat. Infolgedessen sind auch die irischen Krankenhäuser in plötzliche Schwierigkeiten geraten, da die erwarteten Geldzuflüsse plötzlich ausbleiben.

Ein Gaunerstück aus Damanten aus alter Zeit. Sah da einmal eine Dame aus der Provinz, die ein Paar kostbare Brillantohrringe trug, in einer Loge des Pariser Schauspielhauses. Da sie zu bemerken schien, daß die Königin, die ihr gegenüber in der Hofloge saß, sie voller Interesse betrachtete, so wendete sie ihren Kopf des öfteren hin und her, um das Feuer der Damanten recht lebhaft spielen zu lassen. Schon nach wenigen Minuten klopfte es an ihre Logentür und ein gut gekleideter Herr trat hinein. Er teilte ihr mit, daß der Königin der schöne Schmuck aufgefallen sei, und sie bitte, ihn doch einen der Ohrringe auf einige Minuten zu näherer Betrachtung herüber zu schicken. Kurz höchste ge-

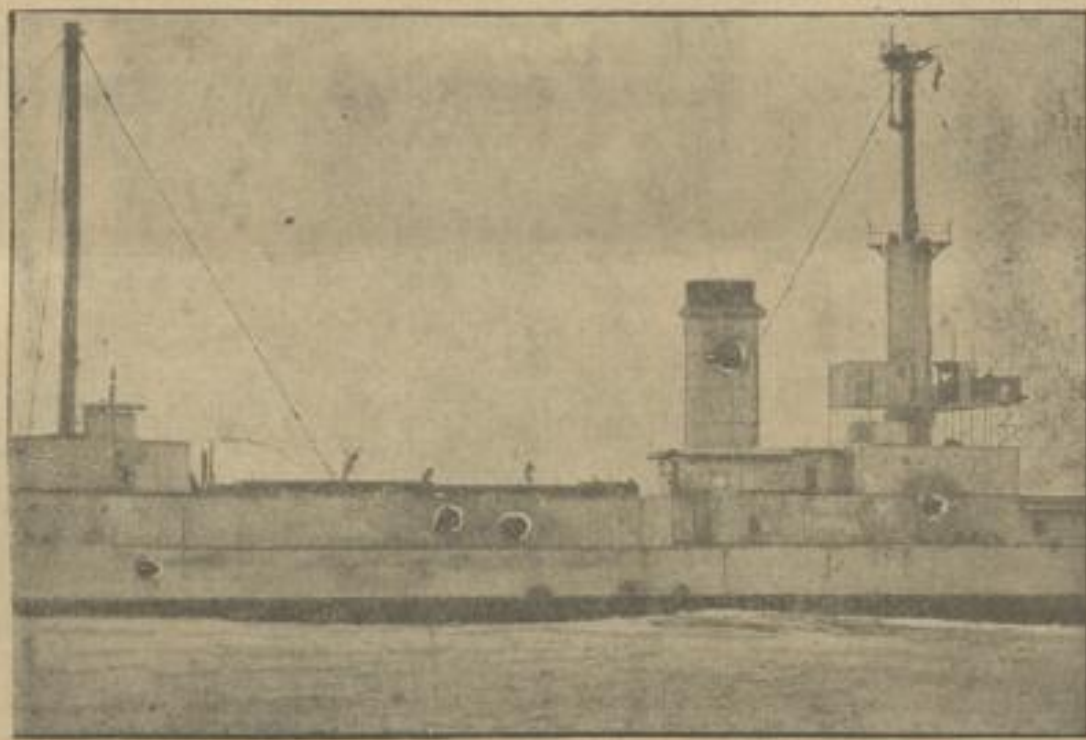
schmeißel nefeelte die Provinzlerin mit größter Bereitwilligkeit einen der Ringe los und übergab ihn dem Beauftragten. Aber so angezogen sie auch hinterherblieb, er ließ sich drücken in der Loge nicht blicken, und da er auch nicht zu ihr zurückkehrte, wurde es ihr zu ihrem Schrecken klar, daß sie einem Gauner in die Hände gefallen war. Kurz entschlossen fuhr sie sogleich zum Polizeidirektor und brachte den Diebstahl zur Anzeige. Schon zu sehr früher Morgenstunde des folgenden Tages ließ sich ein Polizeikommissar bei ihr melden und teilte ihr unter Vorzeigung eines Ausweises mit, daß der Herr Polizeidirektor unter einer Anzahl gestohlener und wieder beigebrachter Gegenstände ihren Ohrring gefunden zu haben glaubte. Jedoch wäre er seiner Sache nicht ganz sicher, und er ließe sie daher bitten, ihm den andern Ohrring zu übermitteln, um die beiden miteinander vergleichen zu können. Die Dame, die noch nicht angeleidet und daher auferstande war, sogleich mitzufahren, übergab in freudiger Erregung das Schmuckstück dem Beamten mit vielen Lobsprüchen auf die Dienstfertigkeit seines Vorgesetzten. Aber die Bedauernde mußte erfahren, daß in Paris Leute, die sich Brillantohrringe leisten, nicht wiederkommen, selbst wenn sie in der Uniform eines Polizeibeamten stehen. Die beiden Ohrringe fanden sich schnell genug wieder zusammen, nämlich bei den beiden Gaunern, die ihre Rollen geschickt genug gespielt hatten.

Die Kunst des Vergessens hat auch unser großer Philosoph Kant geübt. Da er Junggeheile war, hielt er einen Diener der Lampe die, und der sich das ganze Wohlwollen des Philosophen erobert hatte. Kant hielt große Stücke auf ihn und vertraute ihm vollständig, aber obwohl ihm eine ausgezeichnete Menschenkenntnis nachgerühmt wurde, ließ er ihn in diesem Falle im Stich, denn Lampe war durchaus nicht so treu und anhänglich, wie sein Herr glaubte. Er bestahl den Philosophen vielmehr in ziemlich hinterlistiger Weise, und da niemand hinter seine Schliche kam, wurde er allmählich immer frecher. Eines Tages wurden seine Schandtaten aber doch entdeckt, und Kant sah ein, daß er ihn nicht länger behalten konnte. Er entließ ihn also. Nun aber machte sich die jahrelange Gewöhnung bemerkbar, und es fiel Kant gar nicht leicht, ohne den ihm bis dahin unentbehrlichen Diener auszukommen, ja, es gab manche Stunde in seinem Dasein, wo er sich geradezu nach diesem Manne sehnte, obwohl er sich doch sagte, daß Lampe seine Zuneigung durchaus nicht verdiente und ein Dieb ein ganz schlechter Kerl sei. Vor sich selber fand Kant, der seine Erwägungen zu arggliedern gewöhnt war, also diese Einstellung zu dem früheren Diener durchaus verwerflich und nahm sich vor, gegen diese Schwachheit anzukämpfen. Er nahm deshalb ein Stück weiße Waaze und schrieb darauf die denkwürdigen Worte: „Lampe muß vergessen werden!“ Son nun an stellte er diese Papptafel Abend für Abend auf das Fensterbrett, wenn er in seinem Sessel dort saß und seinen Gedanken nachging. Daß es ihm trotzdem nicht gelang, Lampe ganz zu vergessen, geht daraus hervor, daß man die Papptafel mit der denkwürdigen Aufschrift noch in seinem Nachlaß fand, ein Beweis also, daß

er bis in seine letzten Tage diesen kategorischen Imperativ nötig gehabt hat.

Lobengrin vor 25 000 Jäherten wurde in Verona, in der antiken Arena, der größten Freilichtbühne, zu Ehren Richard Wagners in den letzten Augusttagen gespielt. Eine Wiederholung ist vorgesehen. Alles ist ins Riesige gesteigert. Die Bühne hat eine Fläche von 6000 Quadratmeter, eine Breite von 123 Meter und eine Höhe von 32 Meter. Auf 45 Reihen mit Marmorstufen können 2000 Zuschauer untergebracht werden. Außerdem sind noch 20000 Stühle vorhanden. Entsprechend diesen phantastischen Ausmaßen wurde auch die Ausstattung ins Riesige gesteigert, wobei man die „Lobengrin“-Aufführung besonders großzügig gestaltete. Die Tärme des Ritters haben eine Höhe von 25 Meter. An dem Hochaltarszuge nehmen im Gefolge 2000 Personen teil. Riefig ist der Anhang der Massen, Einheimische und Fremde, die mit ehrsüchtiger Begeisterung den Darbietungen in diesem großartigen Rahmen folgen. Mit der ganzen Gänge, deren dieses fünfstündige Spiel fähig ist, nehmen die Italiener an den Vorbereitungen Anteil. Ein überaus reizvolles und malevolles Bild bietet sich dem Betrachter. Für uns Deutsche aber erweist diese einzigartige Führung Richard Wagners unter dem südländlichen Sternenhimmel ein sympathisches Gesicht. Denn nichts bringt die Völker einander näher, als der Austausch ihrer Kulturgüter.

Die uralten Labyrinth von Syrakus haben beinahe wieder zwei Ovier gefordert. Sie haben ihren Eingang hoch in den Klüften am Meere und schlichen sich in einem fast unzugänglichen Gewirr ineinander; sie sind seit uralten Zeiten bekannt, aber überaus gefährlich zu erklimmen. Eine alte Uebersetzung berichtet, daß die Sarracenen in diesem dunklen Höhlen-Labyrinth große Schätze vergraben haben. In der Hoffnung, diesen Reichthümern auf die Spur zu kommen, wagten sich zwei Brüder namens Berna hinein und ließen sich an Seilen von einer Klippe 100 Meter tief herabsetzen. Sie hatten nur Streichhölzer bei sich, die nach einiger Zeit zu Ende gingen, und nun befanden sie sich innerhalb der Höhlen in vollkommener Dunkelheit. Stundenlang wanderten sie, in der Hoffnung, einen Ausgang zu finden, aber als sie immer wieder in neue Dunkelheiten gerieten, verloren sie schließlich alle Hoffnung. Die Eltern, die sehr beunruhigt waren, als sie nichts mehr zurückkehrten, boten am Mitternacht ihren Nachbarn, Lazzarini, der die Höhlen schon öfters besucht hat, ihnen beizuhelfen und sofort zur Rettung aufzubrechen. Er nahm Laternen mit und eine genügend große Menge Bindfäden, um an ihm in dem Labyrinth vorzudringen und sich zugleich den Rückweg zu sichern. Aber als der leitende Faden nach Zurücklegung einer Strecke von etwa 700 Meter zu Ende war, mußte er umkehren, ohne die Verlorenen gefunden zu haben. Am folgenden Tage machte Lazzarini mit seinem Bruder zusammen einen zweiten Vorstoß, und nach einer Suche von sechs Stunden, in denen ihr Bindfaden ebenfalls zu Ende gegangen war, fanden sie schließlich die beiden jungen Leute bewußtlos eng umschlungen auf dem Boden. Sie wurden nach Syrakus gebracht, wo sie sich wieder erholten.



Das Heißschiff der Reichsmarine nach einer Besichtigung

Eine Nahansicht des Heißschiffes „Zähringen“, das bei Manöverübungen im Einsatz ist. Das Heißschiff ist ein bewegliches Schießschießgerät, das durch eine starke Korkschicht mit dem Schiff schwimmend gehalten wird. Die Einrichtung zeigt, daß das Schiff einige schwere Broden erwidern hat, die zur Verletzung eines gewöhnlichen Kreuzers ausreichen würden.

## Das hohe Spiel.

Roman von August Frank.

Ueberrückblick durch Verlagsankalt Hans. Regensburg.

38. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Eugen folgte ihm wie im Traum. Er war im Schloß seiner Ahnen! Da broden an den Wänden hingen die Bilder derer, die das gleiche Blut wie er in den Adern hatten! In einem der Zimmer war sein Urgroßvater noch geboren und kurz darnach als ein kleines Kind nach Deutschland gebracht worden. Es war ja fast kein Zweifel möglich. Diese Ähnlichkeit mit Großvater! Und mit ihm selbst, wie der Oberst behauptete. Sein Blut schrie es laut in ihm: Von hier komme ich, hier ist die Quelle aus der ich floh!

Witz kreuzten sich in seinem Gehirn die Gedanken. Mechanisch verrichtete er in seinem Zimmer die ausgetragenen Arbeiten. Die Arbeit beruhigte ihn langsam. Nur ein Gedanke beherrschte ihn noch, er mußte Gewißheit haben. Gewißheit, unbedingte Gewißheit! Aber wie? Plötzlich griff er nach seiner Nähn und rannte los, so daß ihm seine Schreibordnanz verwundert nachsah. Das Kircken- und Taufbuch mußte die Gewißheit geben!

Er rannte zum Pfarrhaus, überstiel in atemlosem Lauf den Pfarrer. Der noch ziemlich junge Geistliche war daheim. Es dauerte etwas, bis er begriffen hatte, was Eugen wollte; denn in der Erregtheit überstürzten sich dessen Fragen.

Bedauernd hob der Pfarrer die Schulter. „Es tut mir leid, Herr Leutnant, daß ich Ihnen nicht viel dienen kann; denn das alte Kirckenbuch ist leider in den Revolutionswirren vernichtet worden; das jetzige beginnt erst wieder mit dem Jahre 1801. Aber ich will sehen, wie weit ich Ihnen helfen kann“, fuhr er tröstend fort, als er die Enttäuschung des jungen Offiziers bemerkte. „Kommen Sie bitte, mit mir in die Kirche!“

Voll Spannung und innerer Unruhe folgte ihm Eugen. Der Pfarrer führte ihn in die Sakristei. Hier zeigte er mit

der Hand auf Steintafeln, die in der einen Wand eingelassen waren und ausgehauene Inschriften trugen.

„Hier liegen mehrere der früheren Gutsbesitzer begraben. Vielleicht können Sie aus den Inschriften etwas entziffern, was von Wichtigkeit für Sie ist.“

Hastig trat Eugen auf die Grabtafeln zu. Das erste, was ihm entgegenprang, war der Name „d'Effroi“. Wie von einem grellen Blitz geblendet mußte er die Augen schließen, der Atem drohte ihm stehen zu bleiben. Jetzt war kein Zweifel mehr möglich, da unten lagen seine Ahnen begraben und dort drüben stand sein Ahnenstamm!

Nachdem er sich etwas beruhigt hatte, begann er zu lesen:

CI GIT L'HONNET ANTOIN D'EFFROI  
COMTE DE FRANCE  
COLONEL DU ROI  
NE LE DIX OCTOBRE 1675  
MORT LE DOUZE JOUILLET 1731 +

„Hier liegt der edle Anton d'Effroi, Graf von Frankreich, königlicher Oberst, geboren am 10. Oktober 1675, gestorben am 12. Juli 1731.“

CI GIT L'HONNET LOUIS D'EFFROI  
COMTE DE FRANCE  
CAPITAIN DU ROI  
NE LE SIX SEPTEMBRE 1707 +

BLESSE POUR SON ROI LE CINQ NOVEMBRE 1759 +  
MORT PAR SES BLESSURES LE VINCT JUN 1759 +

„Hier liegt der edle Ludwig d'Effroi, Graf von Frankreich, königlicher Hauptmann, geboren am 8. September 1705, für seinen König verwundet am 5. November 1757, an seinen Verwundungen gestorben am 20. Juni 1759.“

Die dritte Tafel war fast ganz zerstört, die Namen vollkommen unleserlich. Lange stand Eugen in Gedanken versunken. Die Toten da unten wurden ihm lebendig, waren ihm großartig nahe, er fühlte sich mit ihnen eines Blutes und heimlich vertraut. Ihm war als sei hier und da oben im Schosse seine Heimat. Hier waren ja Wurzeln des Baumes, von dem er ein Zweig war. Ein beglückendes wärmendes

Gefühl erfüllte ihn und floh durch seinen ganzen Körper. Er hätte niederknien und den Boden, auf dem er stand, küssen mögen! Und er hielt heimliche Zwiesprache mit seinen Ahnen.

Der Pfarrer hatte sich diskret in den Hintergrund der Sakristei zurückgezogen, als er die Ergriffenheit des Offiziers bemerkte. Als ihm Eugen zu lange in seiner stillen Versunkenheit verharrte, wagte er sich durch ein Klüppchen bemerkbar.

Erschreckt fuhr Eugen auf, es dauerte einige Augenblicke, bis er zur Wirklichkeit zurückfand. Verlegen trat er zu dem Geistlichen und drückte ihm in wortlosem Dank die Hand.

Am 10. Dezember wurde das Armeoberkommando plötzlich mit den ganzen Truppen aus der Front herausgezogen und durch neu ausgebildete junge Truppen ersetzt. Sie wurden verladen und fuhren eine Nacht hindurch. Als der neue Tag graute, waren sie in Chälons sur Marne. Im Lager von Chälons wurden sie untergebracht. Hier herrschte eine ungeheure Unruhe. Die Baracken waren mit Truppen vollgepfropft und immer noch spieen die Züge Menschen, Geschütze, Munition, Lebensmittel und Material aus. Schon am Abend mußte Eugen, was los war. Eine großangelegte Offensive in Richtung Bouzler—Sedan war geplant; trotz Schnee und Winter. Das Gelingen des Planes mußte die Deutschen zwingen die Front hinaus bis Flandern weit zurückzunehmen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollten, umfaßt und abge schnitten zu werden.

Mit fieberndem Kopfe schrieb Eugen am Abend seinen Brief nach Toulouse, denn es war höchste Eile nötig. Als er das Schreiben der Ordonnanz übergeben hatte, sah er noch lange und grübelte. Seine Pflicht als deutscher Offizier war wieder einmal getan. Aber wie viele seiner Landsleute würden deshalb . . . und er versiel in auswegloses Sinnen. Seitdem er die Grabtafeln seiner Ahnen gesehen, sah eine Unruhe in seinem Blute, kamme er doch auch aus diesem Lande. Waren es doch Landsleute ringsum ihn.

(Fortsetzung folgt.)

